





Verena Hartner

Galatan



Verena Harjner

# Galatan



© 2023 Verena Hartner

ISBN: 978-3-347-93045-2

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:*

*Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.*

*Alle Rechte vorbehalten*

*Illustration: Verena Hartner*

*Druck und Distribution:*

*trdition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Germany*









„Das ist keine Hose, sondern ein Folterinstrument!“ Daddy zog ärgerlich seine Anzughose aus und warf sie frustriert gegen die Wand. „Letzte Woche hat sie noch gepasst!“

Ich reichte ihm eine andere, dieses Mal mit grauen Nadelstreifen, aber auch die war zu eng für seine Regentonnen-Taille.

„Die Nächste!“, kommandierte Daddy.

„Nein, nicht die! Die sieht unmöglich zu dem Hemd aus!“, widersprach meine Schwester Evi und schüttelte energisch ihre pechschwarzen Haare.

„Egal! Hauptsache wir finden überhaupt noch eine, in die ich hineinpasse!“

Heute war ein großer Tag. Daddy beabsichtigte, seiner Freundin Margit einen Heiratsantrag zu machen. Dad hatte Margit auf einer Bühne im hiesigen Stadttheater entdeckt, wo sie als Schauspielerin arbeitete. Drei Monate und 131 Nachhilfestunden in „Wie frage ich eine Dame, ob sie mit mir ausgehen will?“ hatte es gedauert, bis Daddy den Mut aufbrachte, sie anzusprechen. Ich habe diese drei Monate in eindrucksvoller Erinnerung behalten, denn Daddy hatte Evi und mich jeden zweiten Tag ins Stadttheater geschleppt. Gotthold Ephraim Lessings „Nathan der Weise“ konnte ich seither auswendig. Seit einem Jahr waren sie jetzt zusammen. Während Margit nun für einen Monat ihre Tante in Los Angeles besucht hatte, war Daddy regelrecht in einen krankhaften Depressionszustand verfallen, der schließlich in dem gewichtigen Entschluss geendet hatte, Margit die alles entscheidende Frage zu stellen. Eigentlich hätte Evi und mir der Gedanke missfallen müssen, eine Stiefmutter zu bekommen, denn wir drei waren ein so eingeschworenes Team, dass jeder andere in unserer Familie nur stören konnte. Aber Margit war cool – nicht nur, weil sie ein eigenes Pferd besaß und uns das Reiten beigebracht hatte. Sie war einige Jahre jünger als Dad

und war uns von Anfang an mehr wie eine große Schwester und nicht wie eine Stiefmutter vorgekommen.

Seit zwei Wochen nun fieberte Dad auf diesen Abend hin. Eigentlich war alles vorbereitet: ein Tisch für zwei im „Rubin“, dem besten Restaurant der Stadt, ein Strauß roter Rosen (regional, aus ökologischem Anbau und so teuer, dass man dafür auch einen ganzen Strauch hätte kaufen können) und ein Liebesgedicht, das Daddy unter Aufbietung seiner gesamten poetischen Fähigkeiten verfasst hatte. Nur die Sache mit dem Anzug schien in die Hose zu gehen – im wahrsten Sinne des Wortes. In einem letzten Versuch zog er den Bauch ein und schaffte es wie durch ein Wunder, den Knopf zu schließen.

„Ich habe Angst, dass der Knopf sich in ein Wurfgeschoss verwandelt, wenn ich einmal tief Luft hole!“, gestand er.

„Bloß nicht atmen!“, riet Evi ganz pragmatisch. „Hier, probier mal die Krawatte!“

Krawattenbinden war nicht Daddys Stärke.

„Versuch's doch mal mit dem Doppelten Windsor!“, riet ich.

„Was soll ich denn mit dem Doppelten, wenn ich den Einfachen schon nicht hinbekomme!?!“, grummelte Daddy. Kleine Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn. Unruhig wanderte sein Blick zur Uhr auf seinem Nachttisch.

„Ob ich nicht doch die Fliege nehme?“

„Quatsch! Lass mich mal versuchen!“, widersprach ich. Ich hatte in der Zwischenzeit YouTube und *Jetzt geht's dir an den Kragen – der Krawattenkanal* konsultiert. Aber so einfach wie in dem Video war es dann doch irgendwie nicht.

„Sag mal, Sophie, kommt dir Dad auch so grün im Gesicht vor?“, fragte mich Evi und legte nachdenklich den Kopf schief.

„Ja, jetzt wo du es sagst ...“

„Mädels, ich krieg keine Luft mehr!“, jammerte Daddy. Er tat einen tiefen Atemzug und mit einem Plopp-Geräusch flog der Hosenknopf an die Wand

und rollte dann unter die Kommode. Schwer keuchend stützte sich Daddy am Bettpfosten ab.

„Okay, Plan B: Wir tackern die Hose einfach zu!“, schlug ich vor.

„Und hinterher habe ich die Tackernadel wie ein Piercing im Bauchnabel stecken! Kommt nicht in Frage! Sophie, geh mal auf den Dachboden. Da müsste noch irgendwo Onkel Alfreds alter Hochzeitsanzug in dem Bauernschrank hängen. Wenn ich in *den* nicht hineinpasse, dann weiß ich auch nicht weiter!“

Ich überließ Evi die Krawatte mitsamt meinem Smartphone und dem YouTube-Video und machte mich auf den Weg auf den Dachboden. Wir lebten in einem alten Fachwerkhaus, das früher einmal das Hauptgebäude eines Bauernhofes gewesen war. Der Hof hatte Großonkel Alfred und seiner Frau Ruth gehört, nach deren Tod wir hier eingezogen waren. Das Haus war riesig. Manche Zimmer waren immer noch genauso wie damals, als mein Großonkel Alfred noch lebte. Zum Beispiel Großtante Ruths Nähzimmer, das mittlerweile eher zu einer Nisthilfe für obdachlose Motten geworden war. Aber keiner brachte es so recht übers Herz, die alte Nähstube aufzulösen. Mit dem Dachboden war es ähnlich. Eigentlich war fast alles hier oben noch von Großonkel Alfred und Großtante Ruth: ein kaputter Schaukelstuhl, eine Zitter mit gerissenen Seiten, rostige Teekessel und eine Kiste mit Stricksocken, die aussahen, als seien sie über Generationen weitervererbt worden und nur als Vorkehrung für die nächste Eiszeit hier eingelagert worden. Wer wusste schon, was in den Ecken und Nischen hinter den staubigen Spinnweben noch für Sachen zu finden waren? Viel konnte man ohnehin nicht erkennen. Nur eine Glühbirne, die einsam von der Decke baumelte, verbreitete ein spärliches Licht. Ich kämpfte mich durch Gerümpel zu dem alten Bauernschrank mit den handgemalten, weißen Hirschen und den Holzwurmlochern durch und kramte nach Alfreds Hochzeitsanzug. Schließlich fand ich ihn zwischen Latzhosen, Wollpullovern und einer prähistorischen Lammfelljacke, die ebenfalls bessere Zeiten gesehen hatte. Ich schloss die Schranktür, um die Holzwürmer nicht weiter in ihrer Nachtruhe zu stören, als mein Blick auf eine kleine Truhe fiel.

Bildete ich es mir nur ein oder war da ein heller Schimmer, der durch die Ritzen der Truhe leuchtete? Ich legte Großonkel Alfreds Hochzeitsanzug beiseite und betrachtete irritiert das Licht, das ständig heller und wieder dunkler zu werden schien. Neugierig öffnete ich den Riegel des edlen Messingschlosses und hob den Deckel an. Kaum hatte ich ihn geöffnet, verschwand das Licht und ich war mir ein paar Sekunden lang nicht mehr sicher, ob ich mir nicht vielleicht alles eingebildet hatte. In der Kiste lagen ein Kleid und ein Buch.

Das Kleid war aus schlichtem, hellem Leinen mit einem hübschen Kragen aus Spitze und so winzig, dass man hätte meinen können, es habe einer Puppe gehört. Mehr noch aber faszinierte mich das Buch. Es war in blau gefärbtes Leder gebunden und musste sehr alt sein. Der Einband war mit kunstvoll geschwungenen Ornamenten verziert, die nur die Stelle frei ließen, an der der Titel stand:



Das Papier war dick und rau und sah aus, als wäre es von Hand geschöpft worden. Doch die Seiten waren leer. Keine einzige war bedruckt oder beschrieben. Verwundert blätterte ich es durch, als plötzlich ein Briefumschlag herausfiel. Ich hob ihn auf, öffnete ihn und fing an zu lesen.

Das waren Adoptionspapiere! Meine Adoptionspapiere! Das konnte doch nicht sein! Aber hier stand es schwarz auf weiß! Familiengericht ... Übertragung des Sorgerechts ... Eltern unbekannt ... Ich merkte, wie ich zu zittern anfang. Daddy hatte doch stets behauptet, ich sähe Mom so ähnlich und habe die Leidenschaft für Bücher von ihm. Das war alles gelogen. Er war gar nicht mein Daddy. Und Evi war nicht meine Schwester. „Warum hat er mir das nie gesagt?“, fragte ich und fing an, mit mir selbst zu reden. „Das hätte

er mir doch sagen müssen!“ Ich las den Brief nochmal durch, immer und immer wieder. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Irgendwann fiel mir ein, warum ich eigentlich hier oben war. Aufgewühlt hob ich Großonkel Alfreds Anzugs auf, nahm ihn und das Galatan-Buch und kletterte die Dachbodenleiter wieder hinunter. Ich brachte das Buch mit dem Briefumschlag heimlich in mein Zimmer. Dann atmete ich tief durch und machte mich auf den Weg zu den anderen. Ich würde mir nichts anmerken lassen. Nicht heute. Heute war wichtig, dass die Sache mit dem Heiratsantrag klappte.

Unten im Schlafzimmer strangulierte Evi Daddy immer noch mit dem Doppelten Windsor. Nur dass er nicht mehr mein Daddy war und Evi nicht meine Schwester.

„Sophie, wo bleibst du denn?“, empfing mich Daddy und riss mir den Anzug aus der Hand. Die Zeit drängte. Zum Glück passte wenigstens die Hose. Daddy hetzte aus dem Zimmer und begab sich auf die Suche nach seinen Schuhen, während Evi ihn mit der Fusselrolle verfolgte und notdürftig den dunklen Stoff entstaubte. Daddy drückte uns beiden noch schnell einen Kuss auf die Wange. Dann knallte er die Tür zu und war draußen.

„Mann, das wäre geschafft!“, schnaufte Evi und ließ sich auf das Wohnzimmersofa fallen. „Hey, hast du Bock auf Cheeseburger? Ich mach uns welche!“ „Nein danke, hab keinen Appetit.“

„Sag mal, was ist denn mit dir los?“ Evi sah mich forschend an.

Ich wusste einfach nicht, wie ich es ihr sagen sollte, obwohl ich ihr sonst eigentlich alles erzählen konnte. Evi war nur ein Jahr jünger als ich und viel mehr als nur eine Schwester. Sie war für mich wie meine beste Freundin.

„Mit dir stimmt doch was nicht!“, stellte Evi fest.

„Nein, nein. Ich bin einfach müde. Ich hab letzte Nacht fast gar nicht geschlafen. Der Vollmond macht mir so zu schaffen.“ Das war nicht einmal gelogen. Ich war tatsächlich sehr mondfühlig.

„Schön, dann bleibt eben für mich mehr!“ Evi erhob sich freudig und machte sich auf den Weg in die Küche. Wenn es ums Essen ging, wurde sie zu einer kleinen Egoistin. Aber zum Glück nur dann.

Ich ging auf mein Zimmer, kauerte mich in meinen Kleiderschrank und fühlte mich sehr allein. Eine Weile lang starrte ich einfach vor mich hin und spielte mit dem kleinen Anhänger und der Halskette, die Daddy mir letztes Jahr zu meinem 16. Geburtstag geschenkt hatte. Auf dem Anhänger war eine kleine Eule abgebildet und er schien auch schon ziemlich alt zu sein. Ich war immer der Meinung gewesen, die Kette hätte meiner Mutter gehört, denn Daddy hatte so ein merkwürdig feierliches Gesicht gemacht, als er sie mir gegeben hatte. Aber Dad wurde immer so traurig, wenn er von Mom sprach. Also hatte ich damals nicht weiter gefragt.

Irgendwann wurde es mir in dem Kleiderschrank allerdings zu eng und unbequem. Zwischen Klamottenstapeln zu sitzen löste außerdem auch keine Probleme. Also packte ich das Galatan-Buch und einen Stift, öffnete vorsichtig meine Zimmertür, damit Evi mich nicht hörte, und verkroch mich in unser kleines Baumhaus im Obstgarten. Warum ich ausgerechnet das Galatan-Buch mitnahm, weiß ich selbst nicht. Es schien wohl irgendeine Verbindung zu mir und meinem früheren Leben zu haben, denn sonst hätte es wohl kaum bei meinen privaten Sachen gelegen.

Das Baumhaus war mein liebster Rückzugsort. Evi und ich hatten es selbst gebaut, worauf wir ziemlich stolz waren. Tagsüber hatte man von dort einen herrlichen Blick auf die Wiesen und den Wald hinter unserem Haus. Jetzt in der Dunkelheit war der Wald aber kaum mehr als ein riesiger, schwarzer Schatten. Von unserem Haus drang durch ein offenes Fenster Musik zu mir herüber. Evi spielte Klavier. *Für Elise*, ihr Lieblingslied. Ich lauschte andächtig, fast so, als hätte ich da bereits gehaut, dass ich diese Melodie für sehr lange Zeit nicht mehr hören würde. Evi spielte es nur ein einziges Mal. Dann wurde es wieder still. Der Wind bewegte leise die Blätter in der Baumkrone um mich herum. Von fern rief eine Eule. Es war ein wenig unheimlich hier draußen. Trotzdem ging ich nicht zurück.

Ich setzte mich im Schneidersitz auf den Bretterboden, schlug das Buch auf und begann zu schreiben. Im fahlen Mondlicht erkannte ich kaum meine

eigene Schrift auf dem Papier, aber das war egal. Es gab kaum etwas, das mich mehr beruhigte, als zu schreiben, wenn ich unglücklich war.

*Liebes Tagebuch,*

*ich habe heute etwas Furchtbares erfahren: Ich wurde adoptiert. Das an sich wäre nicht so schlimm. Schlimm ist, dass sie es mir nicht gesagt haben. Wenn Daddy mir schon so etwas verschweigt, was kann ich ihm dann überhaupt noch glauben? Irgendwie wäre ich gerade am liebsten fort. Fort von hier und dieser Welt ...*

Man sollte sehr vorsichtig sein mit dem, was man sich wünscht. Denn ich war plötzlich fort. Ein Lichtschimmer, der immer heller wurde. Das Baumhaus, das vor meinen Augen verschwand, und dann dieses grelle, blendende Weiß, das alles um mich herum verschlang.

Und dann war ich fort.



Plötzlich stand ein junger Mann vor mir, der mich perplex anstarrte. Ich war wohl wie aus dem Nichts vor seinen Augen aufgetaucht. Es war nicht mehr Nacht, sondern taghell und um uns herum waren überall Menschen. Menschen, die ziemlich merkwürdig gekleidet waren. Die Frauen mit langen Röcken und Schürzen und kleinen, bestickten Hauben auf dem Kopf. Die Männer mit Hemden aus einfachem Leinen und dunkelbraunen Hosen. Als wäre ich in einem mittelalterlichen Dorf gelandet.

Ein Holzkarren mit einem Eselgespann fuhr klappernd an mir vorbei. Gänse schnatterten. Der junge Mann schaute mich immer noch verwirrt an und nun fingen auch ein paar andere Leute an zu gaffen. Ich drehte mich um und machte, dass ich wegkam. Dabei wäre ich fast über einen schmutzigen, struppigen Hund gestolpert, der mich kurz anklaffte und dann mit eingezogenem Schwanz das Weite suchte. Überall waren Marktstände: ein Korbmacher, ein Wagen mit Früchten, die ich noch nie im Leben gesehen hatte, ein Tuchhändler und andere. Auf einem Schemel saß eine alte Frau und rupfte ein totes Huhn, dessen langer Hals leblos von ihrem Schoß baumelte. Schnell sah ich weg. Ich stieß mit einem kräftigen, älteren Mann zusammen, dem schon ein paar Zähne fehlten und der roch, als habe er sich mehr als ein paar Tage nicht gewaschen. „He, Mädels, pass auf, wo du hinläufst!“

Ich stammelte eine Entschuldigung und wandte angeekelt den Kopf ab, um dem fauligen Geruch aus seinem Mund zu entgehen. Dabei fiel mir auf, dass ich selbst die gleiche Kleidung trug wie die Menschen um mich herum. Ein langes graues Kleid mit dünnen, dunklen Streifen, der Saum abgenutzt und schmutzig. Verwirrt sah ich an mir hinunter. Was war hier los? Wo war ich hier? Und warum? Und wo war das Buch? Ich hatte es doch eben noch in der Hand gehabt. Vielleicht träumte ich nur?



Ich suchte Schutz neben einem Marktstand und wusste nicht so recht, wo ich als Erstes hinschauen sollte. Noch immer hatte ich tanzende Flecken vor meinen Augen, weil mich das Licht aus dem Buch so sehr geblendet hatte. Was war hier eigentlich los? Das war kein Traum. Ich konnte riechen und fühlen und Dinge berühren. Es war alles echt. War ich vielleicht verwandelt worden? Vielleicht war ich gar nicht mehr ich? Erschrocken griff ich über die Schulter und zog meinen Pferdeschwanz nach vorn. Das waren meine Haare, lang, glatt und kastanienbraun. Kein Zweifel. Und da war auch mein kleiner Leberfleck direkt unterhalb von meinem Zeigefinger. Ich war immer noch ich. Erleichtert atmete ich auf.

War ich auf Zeitreise geschickt worden und ein paar Jahrhunderte zurück katapultiert worden? Wenn ja – welches Jahr hatten wir dann wohl? Ich traute mich nicht, jemanden zu fragen und natürlich gab es hier auch keinen Zeitungstand, an dem ich unauffällig das Datum hätte herausfinden können. Um ehrlich zu sein – die Menschen sahen hier auch nicht unbedingt so aus, als würden sie lesen und schreiben können. Aber selbst, wenn ich jemanden gefragt hätte, würde mir das etwas nützen? Wann war denn unsere christliche Zeitrechnung eingeführt worden? Wir hatten das irgendwann in Geschichte gelernt. Aber ich konnte mich nicht mehr erinnern.

Wie war ich überhaupt hierhergekommen? Ich hatte in das Buch geschrieben, ich wolle fort und im nächsten Augenblick war ich hier aufgetaucht. War das ein magisches Buch? Aber Magie gab es doch eigentlich gar nicht. Oder doch?

Wie sonst hätte man erklären können, dass meine Jeans und mein gelber Pulli sich plötzlich in dieses Kleid verwandelt hatten? Es sah wirklich altertümlich aus mit seinem geschnürten Oberteil und den Rüschen am Saum. Immerhin war mein kleiner Eulen-Anhänger noch da. Wenigstens etwas.

„Na, Mädels, was ist? Willst du was kaufen?“

Erschrocken fuhr ich zusammen. Ich hatte die alte Dame hinter dem Marktstand gar nicht bemerkt. Sie schaute mich abwartend an und zeigte mit der Hand auf die Kräuter und Wurzeln, die vor ihr lagen. „Na, was ist?“, wiederholte sie, dieses Mal fast streng. Sie hatte eine dunkle, unheimliche Stimme

und ein hässliches Muttermal auf der Wange. Ich schüttelte schüchtern den Kopf. Ihr Blick verriet, dass ich verschwinden sollte, wenn ich mich nicht für ihre Ware interessierte. Also wandte ich mich ab und lief ziellos weiter, unsicher, wohin ich gehen sollte.

Das Dorf war ärmlich. Die Hütten waren aus Lehm oder Holz. Fenster aus Glas gab es nur wenige. Das Dorf schien komplett von einem Wald umgeben zu sein. Sein herbstliches Laub leuchtete in der Ferne in allen möglichen Gelb- und Rottönen. Genau wie jetzt bei uns zu Hause. Hinter dem Wald erhob sich eine gewaltige Bergkette. Auf einzelnen Gipfeln glaubte ich sogar Schnee zu entdecken, war mir aber im blendenden Sonnenlicht nicht sicher. Langsam wanderte ich über den kleinen Markt. Es waren vielleicht ein Dutzend Stände. Ein paar andere Händler verkauften ihre Waren direkt von den hölzernen Pferdekarren aus, auf denen sie sie ins Dorf gebracht hatten. Manch einer, der wohl gleich weiterziehen wollte, hatte nicht einmal sein Pferd ausgespannt. Wenigstens stank es nicht so sehr, dachte ich. Ich hatte gelesen, im Mittelalter hätten sie ihren Unrat überall auf die Straße gekippt. Das war hier wenigstens nicht der Fall.

Ein paar Meter von mir entfernt entdeckte ich eine Frau mit einem Weidenkorb in der Hand, die auf jemanden zu warten schien. Sie hatte ein freundliches, rundliches Gesicht und wirkte weitaus weniger einschüchternd als die alte Verkäuferin von gerade eben. Ich schlenderte wie beiläufig zu ihr hinüber. „Entschuldigen Sie bitte? Können Sie mir sagen, wie dieses Dorf hier heißt?“, fragte ich sie und war mir bewusst, wie dumm sich die Frage in ihren Ohren anhören musste. Sie musterte mich auch dementsprechend verwundert, blieb aber freundlich. „Thurmos, mein Kind! Bist du denn nicht von hier?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Und woher kommst du? Doch nicht etwa aus Evia?“ Etwas am Klang ihrer Stimme verriet mir, dass ich die Frage besser verneinte.

„Ich bin von weit her, sehr weit her. Auf der Durchreise“, fügte ich hinzu.

Die Frau wirkte zufrieden. „Ja, aber sag mal, du kannst doch nicht allein hier sein! Bist du mit deinen Eltern da? Oder mit deinem Mann?“

Ich schüttelte den Kopf, perplex über die Frage. Ich war noch nicht einmal siebzehn Jahre alt und das sah man mir auch an. „Ich bin allein hier ...“, verneinte ich.

„Aber du kannst doch nicht ganz allein reisen!“, wiederholte die Frau entrüstet. „Oder gehörs du etwa zum fahrenden Volk?“ Ihre Stimme nahm einen misstrauischen Tonfall an. Bemüht unauffällig legte sie ihre linke Hand in den Korb, als fürchtete sie, ich könnte ihr etwas herausstehlen. Ich bemerkte es trotzdem. „Ich muss gehen! Leb wohl, alles Gute!“, verabschiedete die Frau sich urplötzlich und hatte es mit einem Mal eilig. Zielsicher marschierte sie über den Marktplatz davon, als hätte sie am anderen Ende jemanden entdeckt. Als sie dort angekommen war, drehte sie sich ein paar Momente lang unentschlossen hin und her und wusste offenbar nicht, wohin sie gehen sollte. Kurz darauf verlor ich sie im Getümmel aus den Augen.

Ich zuckte resigniert mit den Schultern. Was hatte ich falsch gemacht? So zwielichtig sah ich doch eigentlich gar nicht aus. Oder doch?

Ich wandte mich ab und irrte weiter herum. Hinten auf dem Dorfplatz entdeckte ich eine Ansammlung von Menschen. Sie standen dicht gedrängt im Kreis, ich konnte nicht erkennen weshalb. Plötzlich machte die Menge Platz. Ein Mann trat langsam vor, wobei er mit jedem Schritt bereits die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken schien. Er war noch recht jung, Anfang zwanzig vielleicht. Sein Oberkörper war vollständig entblößt, seine Haut glänzte. Mit seiner weiten Hose, dem aufwendig mit Ornamenten verzierten Gürtel und den Schuhen mit den nach oben eingedrehten Schuhspitzen wirkte er beinahe wie dem Orient entsprungen. Er musste wohl auch aus einem südlichen Land stammen, denn seine Haut war viel dunkler als die der Schaulustigen um ihn herum. Alles starrte gebannt auf ihn, sogar ich, obwohl ich in diesem Moment wirklich andere Sorgen hatte. Ein kleiner Junge, der offenbar sein Freund oder Assistent war, warf ihm zwei Fackeln zu. Der junge Mann fing sie geschickt auf, jonglierte mit ihnen mit einer Leichtigkeit, als könnten sie von selbst fliegen. Er fing sie, warf sie hoch in die Luft, sie drehten sich, wirbelten herum, er fing sie wieder, verbarg sie hinter seinem Rücken, holte sie hervor und plötzlich brannten beide lichterloh. Ein erschro-

cken-fasziniertes Raunen ging durch die Menge. Ich schüttelte ebenfalls verdutzt den Kopf, als hätte ich etwas übersehen. Wie hatte er das nur gemacht?

Er jonglierte mit den brennenden Fackeln so mühelos wie er es vorhin getan hatte, als sie noch nicht gebrannt hatten. Wieder fing er sie, hielt inne, streckte beide Arme von sich. Dann führte er langsam eine der beiden Fackeln zu seinem Gesicht, öffnete die Lippen und ließ die lodernde Flamme in seinem Mund verschwinden. Wieder ein aufgeregtes Raunen in der Menge, Tuscheln und Staunen.

Jemand zupfte an meinem Kleid. Ein kleiner Junge hielt mir seine winzige Hand hin. Er war schmutzig im Gesicht, an den Armen, die Kleidung schäbig und kaum mehr als ein paar zusammengeflackte Lumpen. „Bitte ein Groschen für Essen!“, nuschelte er und senkte dabei den Kopf so tief, als schämte er sich für seine Existenz.

Ich beugte mich zu ihm hinunter, selbst beschämt, weil ich nichts hatte, was ich ihm geben konnte. „Ich habe leider selbst kein Geld, Kleiner“, entschuldigte ich mich.

„Bitte!“, wiederholte der Junge mit einer Mischung aus Hartnäckigkeit, Hilflosigkeit und Unsicherheit in der Stimme.

„Ich lüge dich nicht an! Ich habe wirklich nichts!“, betonte ich, als der Kleine mich ungläubig anschaute. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich tatsächlich keinen Cent – oder Groschen – bei mir hatte, um mir wenigstens etwas zu Essen kaufen zu können. Dabei hatte ich allmählich richtigen Hunger. Ich hatte seit dem Mittag nichts mehr zu mir genommen. Jetzt reute es mich zutiefst, keinen von Evis Cheeseburgern gegessen zu haben. Evi ... Ob sie wohl schon gemerkt hatte, dass ich fort war? Sicher nicht. Ich hatte ihr ja gesagt, ich wolle mich hinlegen.

Plötzlich kam Unruhe am anderen Ende des Dorfplatzes auf, die binnen Sekunden auch die kleine Menschenmenge um den Feuerschlucker erfasst hatte. Der kleine Junge starrte kurz in die Richtung, aus der der Tumult kam, und flitzte dann davon. Im nächsten Moment vernahm ich das Donnern von